

Hermannstädter Zeitung

vereinigt mit dem

Siebenbürger Boten.

Pränumerationspreis:
in Boko:
Halbjährig 20 Kr. — 5
Vierteljährig 10 — —
Monatlich 1 — 10 —
Mit Zustellung ins
Haus monatlich 2 — —
Einzeln Nummern 10 H.
Mit Postverendung:
im Inland:
Halbjährig 14 Kr. — 5
Vierteljährig 7 — —
im Ausland:
Halbjährig 18 Kr. — 5
Vierteljährig 9 — —
Für die Redaktion verantwortlich
Friedrich Roth.
Anzeigenpreise werden nicht zurück-
genommen; unfrankierte Briefe nicht an-
genommen.

Insertionspreis:
Der Raum einer einseitigen
Werbung kostet beim ein-
maligen Einrücken 14 Heller,
das zweite Mal je 12 Heller,
das dritte Mal je 10 Heller.

Abonnements-Bureau: In Mediasch bei J. Hedrichs Erben, Buchhandlung; in Mühlabach bei Josef Hientz, Buchhandlung; in Klausenburg bei Johann Stein, Buchhandlung; in Kronstadt bei Heinrich Zeidner, Buchhandlung; in Hermannstadt bei Georg Serfözö, Kaufmann, Schmieggasse Nr. 17, und J. Frenk, Kaufmann, Elisabethgasse 59, woselbst die Abonnementsbeträge franco erbeten werden.

N^o. 45.

Hermannstadt, Sonntag den 25. Februar 1906.

122. Jahrgang.

Wochenschau.

Der Reichstag ist aufgelöst worden. Noch scheint die Sonne, auch der Mond und die Sterne leuchten noch. Auch der Erdball ist nicht geborsten und im Weltall scheint bisher nichts aus den Fugen gegangen zu sein. Nur der Reichstag ist unwider- ruflich hin. Ruhm- und würdelos ist er ins Nichts hinübergegangen, sowie sein Leben, richtiger sein Vegetieren, war.

Alle hochtönenden Worte, die die Blätter der Koalition vor dem 19. Februar brachten, sind Worte geblieben, die schön klangen, aber keinen Pfifferling wert waren. Und wie hochtrabend waren diese Worte! Da schrieb unser engerer Landsmann, der Elisabethstädter gewesene Abgeordnete Dr. Jffekuz, der Abstammung nach ein richtiger Armenier, im „Budapester Tageblatt“: „Die freie Nation der Magyaren hat aus freiem Willen die heilige Stefanokrone dem gegenwärtigen Träger derselben aufs Haupt gesetzt.“ Wie wunderbar klang das! Aber wie innerlich höhl war es und unnahr! Wo doch nur der Doktor der gesamten Rechte sein Diplom herhatte, der nicht wußte, daß der jeweilige Kaiser von Oesterreich auch König von Ungarn ist, ob die „freie Nation“ will oder nicht? Und erst der Reichstagspräsident Justh, wie sprach er über die Reichstagsauflösung? Bis er nicht die Bajonette der Honvédsoldaten im großen Beratungssaale sehen werde, könne und werde er an die Auf- lösung nicht denken. Die Honvédsoldaten erschienen dort in der Tat, aber Herr Justh war gerade den Tag bevor — welch' Malheur! — krank geworden, nicht schulfunk, wie die oppositionellen Blätter decisiv berichten, und er bekam die Bajonette dort nicht zu sehen, aber auch seine nicht krank gewordenen Abgeordnetenkollegen nicht, denn sie drückten sich alle, alle, ehe die Soldaten kamen. Sie wagten es gar nicht, auch in Renitenz zu machen, wie die vielen Leute, die von ihnen dazu ange- stachelt worden waren. Und auch von außen kam kein Sulkurs, um „das bedrohte Palladium der Freiheit“ zu retten. Kein „patriotisches“ Aufflammen der „Nation“ war zu merken, lang- und klanglos trat die Ohnmacht der Opposition zutage.

Aber „nächste Sitzung am nächsten Mittwoch“ — hieß es. Statt hinzugehen — blieben sie zuhause und begnügten sich, wieder mit Worten tapfer zu sein. Sie wollten ja gar nicht Märtyrer werden. Wie waren sie von so vielen Menschen überschätzt worden. Es war ein ruhms- loses Ende zum Erbarmen!

Was nun? Die Regierung weiß ganz genau, was sie will. Zunächst sucht sie die Ordnung wiederherzustellen und dem Geleise Achtung zu verschaffen. Wo Aussicht auf Renitenz vorhanden ist, dahin sind Re- gierungskommissäre entsendet worden, die besugt sind, die Militärmacht zu Hilfe zu nehmen. Die Presse wird ein wenig geknebelt; die Ver- sammlungen, bestimmt, die Massen aufzurütteln, werden unterjagt und alle Orte, die bereit zu sein scheinen, weiter zu renitieren, werden mili- tärlich besetzt.

Die Regierung hat aber auch schon den autonomen Zolltarif und den mit dem Deutschen Reich abgeschlossenen Handels- und Schifffahrts- vertrag mit der Veterinärkonvention in Kraft gesetzt, ohne sich darum zu kümmern, daß unser Reichstag die Verträge noch nicht angenommen hat.

„Nur kennt kein Gebot.“ Man konnte nicht den Handel und Verkehr weiter unterbinden — weil es der vereinigten Opposition nicht beliebt hatte, das Ministerium zu übernehmen. Daß die Regierung auch die Handelsverträge mit Rußland, Italien und Belgien, sobald sie im öster- reichischen Reichsrat angenommen worden sind, in gleicher Weise in Kraft setzen wird, unterliegt keinem Zweifel. Der „alte General“, wie die Opposition bisher den Ministerpräsidenten Freiherrn v. Fejérvary zu titulieren beliebte, hat somit in dieser Woche für das Wohl Ungarns mehr geleistet, als der ganze bisherige Reichstag seit seinem Bestande. Für uns ist es keine Frage, daß das, was die Regierung in dieser Woche getan hat, sich so anläßt, als ob es auch außerhalb der Koalition noch Männer gäbe, die wissen, was sie der „Nation“ geben sollen.

Frägt man nun, was die Koalition in der abgelaufenen Woche getan hat, so ist man um die Antwort verlegen. Sie hat ein Manifest an die Nation erlassen, dessen Inhalt wir noch nicht kennen. Aber nach dem, was sie bisher getan hat, darf man annehmen, es werde an schönen und hochtönenden Worten auch diesmal nicht fehlen. Das ist aber auch alles. Worte und Worte und wieder Worte. Wenn Worte Taten wären, dann wäre die Koalition groß. Ja, wenn...

Was die Krone tun wird, weiß allerdings heute noch niemand. Täte sie, wie es die „Nation“ seit einem Menschenalter gemacht hat, dann bekäme die Welt ein Schauspiel zu sehen, das wunderbar wäre. Wenn man nämlich etwas haben wollte, fing man ein wenig zu ob- struieren an. Schon der alte Koloman Tiba lehrte das den Reichstag. Wenn nun die Regierung Ordnung machen wollte, sagte die jeweilige Opposition, von der jeweiligen Regierung wenigstens im stillen stets unterstützt: „auf der bisherigen Grundlage geht's nimmer weiter; wenn man uns nicht diese oder jene Konzession macht, schließen wir keinen Frieden und obstruieren weiter.“ Auf diese Weise wurde zuerst der Einmarsch nach Bosnien erst dann bewilligt, als die Konzession gemacht worden war, den einheitlichen magyarisches Nationalstaat auszubauen. Und von der Zeit angefangen hat die Krone Konzession um Konzession gemacht, aus eigener Tasche selbst einem Anonymus (Anonymus regis Belae notarius) ein Denkmal setzen, und die „Nation“ immer größer werden und wachsen lassen, bis zu allerletzt nur noch die „nationale“ Kommandosprache der ungarischen Truppen der gemeinsamen Armee zu konzidieren übrig geblieben war. Diese schien jetzt erlangt werden zu können. „Der konstitutionellste Monarch der Erde“ war ans Geben seit dreißig Jahren nachgerade gewöhnt, hatte auch das Patriarchat erreicht, in dem die Menschen gewöhnlich nachgiebiger sind, als in der Jugendzeit, also — so kalkuliert die Opposition — fröhlich einen staats- rechtlichen Kampf beginnen, der uns auch das Letzte bringt! Aber die guten Rechner hatten sich diesmal verrechnet. Die Krone wollte nicht. Die Opposition wollte nun die Krone aushungern. Sie blieb bei ihrem Nein! Aus der staatsrechtlichen Frage wurde, wie wir es schon vor vielen Wochen an dieser Stelle gesagt haben, eine Machtfrage. Und da hat diese Woche gezeigt, daß die Opposition, die Majorität der „Nation“, wie sie selbstgefällig genug betonte, keine Macht besitzt, gar keine. Macht aber in eminentem Maß hat die Krone in Ungarn. Und dieser Macht wird sich die Opposition zu fügen haben.

Wenn nun, jagen wir, die Krone so handelte, wie an ihr ein Menschenalter hindurch gehandelt worden ist, könnte sich die ganze Ent- wicklung der Dinge in Ungarn eben so entwickeln: Nach Monaten, wenn die Opposition müde geworden ist und Neigung zum Frieden zeigt und diese Neigung kundgibt und vor die Krone tritt, braucht diese nur zu sagen: „ja, wie bisher kann es nicht mehr geben; wenn ihr nicht einiges fahren laßt, beziehungsweise konzidiert, z. B. Fallensaffen der sogenannten Abmachungen des Reunerkomitees zu Anfang des Regierungsantrittes Stefan Tiba's, so mache ich keinen Frieden.“ Und die liebe Opposition würde sich hübsch langsam auch dieser Forderung fügen. Nach einiger Zeit brauchte die Krone dann mit einer neuen Forderung heranzutreten, zum Beispiel mit dem ganz berechtigten Verlangen, die „Nation“ solle ge- fälligst das Nationalitätengesetz einhalten und in seiner Gänze durchzuführen u. s. w., ganz genau wie es mit ihr gemacht wurde, und wir sind über- zeugt, es würde etwas mehr Bescheidenheit in jenen Kreisen plaggreifen, als bisher dort zu finden war und auch viele andere Leute in Ungarn würden befriedigt sich zeigen.

Diese Andern haben bisher wohl wenig gegolten und sind meistens verhalten worden, sich als Versuchskaninchen gebrauchen lassen zu müssen, wenn es galt, den Ausbau des einheitlichen „National“staates fördern zu helfen. Sie werden hinfort, besonders wenn das allgemeine geheime Wahlrecht durchgeführt wird, etwas mehr Geltung bekommen. Daß sie heute der Krone zu ihrem festen Auftreten den besten Erfolg wünschen, ist schon aus dem Selbsterhaltungstrieb begründet. Aber so viel wir die Stimmung kennen, tragen sie durchaus kein Verlangen, die Spannung zwischen Krone und „Nation“ vergrößert zu sehen oder gar mitzubefahren, sie zu vergrößern. Was sie wünschen, ist eine gerechtere Behandlung und größere Schonung ihrer Eigenart, die sie eigentlich bisher, d. h. seit 1867 nicht gefunden haben.

Auf Oesterreich ist die Rückwirkung der Entwicklung der unga- rischen Kriege von merkwürdigem Einfluß gewesen. Es dümmerte dort endlich der Gedanke heran, daß seit der Schaffung des Dualismus sie da drüben eigentlich die Hauptlasten getragen und Ungarn die Haupt- rechte befehen habe. Und nun ertönte plötzlich dort das Geheul: „Los von Ungarn!“ Dazu kann es natürlich nicht kommen, aber diese Stimmung jenseits der Leitha kommt der Krone in ihrem Streit mit Ungarn sehr zu statten. Eine über das Verhältnis zu Ungarn im österreichischen Reichsrat inszenierte Debatte hatte kein sichtbares Resultat, brachte aber die Erklärung des dortigen Ministerpräsidenten, daß von der Zerteilung der Armee, beziehungsweise von der Gestattung der magyarisches Kom- mandosprache in Ungarn gar keine Rede sein könne. — Vor zwei Tagen ist vom Ministerium Gautsch der Gesetzesentwurf über die Einführung des allgemeinen geheimen Wahlrechtes eingereicht worden. Nach demselben sollen von 455 Mandaten die Deutschen 205 erhalten. — Von der Ent- lassung des Ministers des Äußeren Grafen Soluchowsky, die von hiesiger Seite — laut den öffentlichen Blättern — gewünscht und darum in nahe Aussicht gestellt wurde, ist nicht mehr die Rede. Es scheint, daß er fest im Sattel sitzt und die Angriffe der vereinigten ungarischen Opposition ihm gar nichts geschadet haben.

Genilleton.

Ihr Geheimnis.

Roman von Lady Georgina Robertson.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von W. v. Schönau.
(38. Fortsetzung.)
„Ich habe diesen Brief gefunden“, fuhr Nelly fort, „lies ihn, er steckt hinter dem Bild von Pauls Mutter.“
Das junge Mädchen ergriff das Papier. Sie versuchte, den In- halt zu lesen, aber die Buchstaben tanzten vor ihren Augen. „Ich kann nicht lesen, Nelly.“
Wiß Day nahm das Blatt aus den zitternden Händen und las den Brief feierlich und langsam vor.
„Die Frage ist nur“, fügte sie, als sie fertig war, hinzu, „ob das Testament gemacht worden ist, oder ob der Graf starb, ehe er seine Absicht ausführte.“
Eine leise Hoffnung erfüllte Leonies Herz.
„Wo kann das Testament wohl deponiert sein, wenn es gemacht wurde?“ begann Nelly wieder.
„Es ist eben nicht gemacht worden, und Du hast mich umsonst erschreckt.“
„Umsonst erschreckt?“ widerholte Nelly erstaunt.
„Ja gewiß. Du siehst mich fürchten, daß ich Lighton Hall auf- geben müßte.“
„Ist Dir denn das nicht selbstverständlich?“
„Sicherlich nicht. Ein Brief ist kein Testament und durchaus nicht bindend.“
„Leonie, träumst Du?“ rief Nelly aus. „Bitte, beantworte mir eine Frage: Wem beabsichtigte Graf Charnleigh seinen Besitz zu hinter- lassen, Dir oder Hauptmann Barlow?“

„Darüber brauchen wir nicht zu reden, er ist mir durch das Geleß ausgesprochen.“
Nelly sah Leonie vorwurfsvoll an.
„Ich bin ein Soldatenkind“, sagte sie, „und bei uns gibt es nur ein einziges Wort für solche Ansicht und das heißt: unehrenhaft. Die Ehre gebietet Dir, Paul Barlow das zu überlassen, was ihm bestimmt war.“
„Darin irrst Du, Nelly, nur ein so großmütiger Charakter wie Du kommt auf solche Ideen. Paul selbst würde sie Dir ausreden.“
„Paul ist zu edel und vornehm. Wäre der Fall umgekehrt, und er hätte den Brief gefunden, glaubst Du, daß er die Erbschaft auch nur eine Stunde gegen den Wunsch des Schreibers behalten würde?“
„Wahrscheinlich würde er ebenso handeln wie ich“, erwiderte Leonie, aber indem sie die Worte aussprach, wußte sie, daß es eine Lüge war.
„Das würde er nicht tun. O Leonie, die Charnleighsche Erbschaft gehört Dir so wenig wie mir, und ich weiß, daß die Stimme des Gewissens von Dir verlangt, aufzugeben, was Du nicht rechtlich besitzt.“
„Ich höre keine solche Stimme“, beharrte Leonie.
„Du kannst nicht meinen, was Du sagst, kannst nicht so schlecht handeln — Du, in deren Adern das Blut der Charnleighs fließt, Paul Barlows Braut, eine vornehme Dame, auf Dich sollte das Wort Dieb passen?“
Leonie wurde dunkelrot bei den Worten, die genau ihre eigenen Gedanken ausdrückten. Sie sprang auf und rief zornig:
„Wiederhole das nicht, Nelly, es gibt Grenzen für das, was ich mir von Dir bieten lasse. Wenn Du das stehlen nennst, was das Geleß mir zugesprochen hat, so ist das eine Beleidigung, die ich nicht dulde.“
Aber selbst während sie diese Worte stolz und hochfahrend sprach, mußte sie im Innern die Berechtigung der Anklage zugeben und sie konnte Nelly nicht ins Auge sehen.
„Ich wollte Dich nicht beleidigen, Leonie“, sagte diese, „und ich verstehe, wie schwer es Dir wird, aber darum muß Recht doch Recht bleiben, Du mußt Paul Barlow sein Eigentum abtreten und ich will

dann vergessen, was für Ansichten Du in der ersten Erregung aus- gesprochen hast.“
„Und ich wiederhole Dir, daß es mir gar nicht einfällt.“
„Dann zwingst Du mich, Hauptmann Barlow den Brief zu schicken.“
„Das wirst Du nicht tun“, rief Leonie aus.
„Es ist meine Pflicht“, sagte Nelly bestimmt.
„Aber Nelly“, begann Leonie wieder, „warum nimmst Du die Sache so tragisch? Ich bin Pauls Braut und wenn wir uns demnächst heiraten, wird uns ja ohnehin alles gemeinschaftlich gehören. Daher ist jede Erörterung unnötig.“
„Das kann nicht Dein Ernst sein. Die Erbschaft gehört Haupt- mann Barlow ganz unabhängig davon, ob er Dich heiratet oder eine andere.“
Ein häßliches Lächeln zog über Leonies Antlitz. „Du scheinst nicht ganz uninteressiert bei der Sache. Vielleicht hoffst Du, daß Graf Barlow als reicher Graf Charnleigh seine Liebe auf Dich überträgt.“
Nelly wurde blaß, aber sie erwiderte mit ruhiger Stimme: „Paul Barlow ist ein edler, vornehmer Mensch und er liebt keine außer Dir. Gerade, weil er mir so hoch steht, wünsche ich um seinetwillen, daß Du anders wärst. Ich muß ihm meine Entdeckung mitteilen, mag er dann handeln wie er will.“
„Wenn Du das tust, ist unsere Freundschaft aus.“
„Das wäre mir sehr leid, aber es könnte mich doch nicht so tief bekümmern, als die Tatsache, daß ich mich in Dir getäuscht habe.“
Sie wartete noch einige Minuten, da sie aber keine Antwort mehr erhielt, so verließ sie langsam das Zimmer.
Raum hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen, so trat die Kammer- jungfer ein.
„Es ist schon spät, Mrlady, darf ich jetzt bei der Toilette helfen?“
„Ich gehe heute nicht aus, Florette“, sagte Leonie in müdem Tone.
„Mrlady sind krank?“ rief das junge Mädchen erschrocken aus, als sie in das geisterbleiche Gesicht sah. (Fortsetzung folgt.)

